Die Welt der Frau

 Beilage zum „Posener Tageblatt“ 

Nr. 12. | Posen, den 10. Juni | 1928

> Der wahre Gegenstand der Frauen ist der Mensch, d. h. der Mann; ihre Weltweisheit ist nicht Vernünfteln, sondern Empfinden. Ihre Tugend ist eine schöne Tugend; sie werden das Böse meiden, nicht weil es unrecht, sondern weil es häßlich ist. Nichts von Schuldigkeit, nichts von Sollen ... Die Eitelkeit, die man ihnen vorwirft, ist eigentlich nur ein schöner Fehler, denn sie beleben dadurch wirklich ihre Reize ...
>
> Kant.

Sigrid Undset als „Frauenrechtlerin“.

Von Dr. Wilhelm Meridies.

In Sigrid Undset, norwegischen Stammes wie Ibsen, ist dem großen Vorkämpfer für die Befreiung der Frau aus einer anfänglichen Verfechterin seiner radikalsten Ideen schließlich eine nicht minder ebenbürtige und mutige Gegnerin entstanden, nicht in gesinnungslosem Abschwören seiner Fahne, sondern im Verlauf einer deutlich an ihrem Schaffen ablesbaren seelischen Entwicklung. Sie steht heute in der vordersten Front der seltenen europäischen Frauen, die die Entwicklung eines amerikanischen Typus Frau nicht nur aufhalten, sondern die Frau wieder zu Bindungen zurückführen möchten, innerhalb derer sich allein ihr Weibwesen im höchsten, ethischsten und darum vor sich selbst freiesten Sinne erfüllen kann, zur wahren Ehe im christlich-religiösen Sinne. Und nichts dürfte sie gegen die nur zu erklärlichen Angriffe aus dem „fortschrittlichen“ Lager besser schützen als gerade die Tatsache, daß hier keine angeborene Philistrosität oder pietistische Tradition ihren atavistischen Niederschlag gefunden hat, sondern daß hier eine Frauenrechtlerin großen Formats die letzten Konsequenzen ihrer pessimistischen Wesensveranlagung entsprechend ihren Einsichten in die Lebenswirklichkeit zieht.

Es ist in Deutschland noch kaum bekannt, daß Sigrid Undset außer ihren bis jetzt ins Deutsche übersetzten Romanen „Jenny“ (1911) und „Frühling“ (1914) sowie den großen Werken „Kristin Lawranstochter“ und „Olav Audungssohn“, von dem bis jetzt nur der erste Band in deutscher Uebertragung vorliegt, eine Anzahl von erzählenden Büchern geschrieben hat, in denen sie sich noch weit stärker für die Emanzipation der Frau einsetzt, als es noch ihr Roman „Jenny“ erkennen läßt. Wir wissen, daß Sigrid Undset in allen diesen Büchern, auch in „Jenny“, Lebensanschauungen ausspricht, die sich in ihr nach dem frühen Tode ihres Vaters in einer schweren Jugend, vielfachen Lebensnöten ausgeliefert, aber auch unter dem starken Eindruck der Ehedramen Ibsens stehend, herausgebildet hatten. Von ihrem 16. bis zu ihrem 26. Lebensjahr als Kontoristin mit kärglichem Gehalt tätig, gelangte sie, der äußeren Bedrängnis des Lebens zu entrinnen, zur dichterischen Aussprache und Befreiung ihres Wesens. Gedichte, ein Roman, ein Novellenband entstehen. Sofort sind es Eheprobleme, die sie beschäftigen, allein die Heldinnen gelangen fast nie zur Ueberwindung der ewigen Diskrepanz der Geschlechter, für die jede Ehe als ein neuer Lösungsversuch angesehen werden muß. Dieser Lösungsversuch kann nun entweder nur innerhalb der menschlich-erotischen Sphäre oder innerhalb der sittlichen Sphäre zum Ausdruck kommen. Im letzteren Falle, der immer dann gegeben ist, wenn zwei geistige Menschen sich miteinander verbinden, sind die Konfliktsmöglichkeiten viel größer, es gilt, sinnliches und geistiges Empfinden zu verschmelzen und dadurch beides zu veredeln. Auf dieser Ebene kann es keine liberalen Lösungen geben, ethische Gesetze verlangen hier Erfüllung. Aus diesem Konfliktstoff entzündet sich die Tragik fast aller Ehedramen Ibsens wie auch die Tragik fast aller Eheromane Sigrid Undsets. Und es ist auffällig, daß die frühen Heldinnen der Undset die Lösung des Eheproblems mit ganz denselben Mitteln versuchen wie die Heldinnen Ibsens; und daß, was wichtiger ist für unsere Betrachtung, der männliche wie der weibliche Dichter schließlich zu der Einsicht gelangen, daß eine Lösung des Problems mit solchen Mitteln (Scheidung, Ehebruch oder Vereinigung in einem freien Liebesverhältnis) unmöglich ist und im Grunde tragisch enden muß. Mit diesem Roman „Jenny“, Frucht einer ihr durch ein Stipendium ermöglichten Romreise, deren Erleben sich in dem Romangeschehen widerspiegelt, errang die Dichterin ihren ersten größeren Erfolg, einen Erfolg, der sich vornehmlich auf das darin zum Ausdruck gebrachte Bekenntnis zur Befreiung der Frau, zur Selbstbestimmung über ihren Körper gründete. Man übersah dabei, aus einer solchen Tendenzen zugeneigten Zeitstimmung, daß die Heldin dieses Romans nicht als ein noch im Tode heldisches Opfer ihres mutigen Kampfes erscheint, vielmehr bei ihrem Ende sich wohl bewußt ist, mit ihrem Idealismus Schiffbruch gelitten, weit schlimmer, in ihrem Kampf um die Ideale der Emanzipation die Erfüllung ihres Weibtums verspielt zu haben. In ihrem Freitode ist sie kaum noch Märthyrerin ihrer Ueberzeugungen, fast nur noch stumme Anklägerin gegen sich selbst.

Dieser sichere Blick für die Lebenswirklichkeit, für die realen Forderungen des Daseins erscheint im Schaffen der Dichterin von Werk zu Werk verstärkt und kennzeichnet auch ihren Eheroman „Frühling“. Nur in diesem Buch hat Sigrid Undset bis heute die Geschichte einer Ehe gestaltet, in der sich Mann und Frau zuletzt über alle schmerzhaften Erlebnisse und Gegensätzlichkeiten ihrer Wesen zu einer Lebensgemeinschaft verbinden, deren Sinn, wie es nach Novalis die Aufgabe jeder wahren Ehe sei, in der „Bildung eines gemeinsamen harmonischen Wesens“ beschlossen liegt. So ist dieser Roman auch schon eine völlige Absage an alle Emanzipationsbestrebungen und eine Aufhebung der von der Dichterin in ihren voraufgegangenen Werken ausgesprochenen Ueberzeugungen. Als Rose, die Heldin, den Weg zu ihrem Manne, von dem sie sich getrennt, wiedergefunden hat, bekennt sie ihrem Gatten: „Wie ich jetzt bin, so haben mich die Jahre, die ich mit dir zusammen verlebt habe, umgeformt und geprägt ... Wir Frauen werden das, wozu ein Mann uns macht.“

Jenny wie Rose sind Frauengestalten von größter Ehrlichkeit gegen sich selbst. Darum blieb der ihnen eingeborene Idealismus nicht bloß ein schönes Lebensgefühl für sie, ihr Wahrheitsdrang trieb sie zur Einbeziehung ihrer Ideale ins Leben. Nur sofern es sich erweisen ließ, daß die Realität des Daseins auch dem Idealismus Raum zur Entfaltung bietet, mehr noch: daß die ewige Spannung zwischen Idealismus und Realismus auflösbar, eine harmonische Vereinigung zwischen beiden möglich sei, konnte diesen beiden Naturen das Dasein wirklich sinnvoll werden. Jenny, das scheinbar so robuste und wirklichkeitsnahe Geschöpf, aber von zartester Psyche, ist trotz ihres physischen Falles die reinere, dem Mysterium ihrer weiblichen Natur tiefer nachspürende der beiden um die Erfüllung ihres Daseins durch die Liebe kämpfenden Frauen; Rose, wahrhaft und widerstandsfähig, ist gleichwohl biegsam und beinahe eine unproblematische Natur. Ihr Idealismus ist nicht blind für die Grenzen, die das Leben unerbittlich allen Idealen setzt, d. h.: sie läßt sich vom Leben selbst in die Lehre nehmen. Und als sie ohne Ueberschwang, doch innerlich gereift, zu ihrem Manne zurückkehrt, den sie einst „des Wartens müde“ als „den ersten besten genommen“, hat sich die ihr eigene Liebesfähigkeit nur noch verstärkt.

Das Lebensthema aller Frauengestalten Sigrid Undsets heißt Liebe. In den Romanen bis zur „Kristin Lavranstochter“ variiert sie dieses Thema von ihrem freiheitlichen Standpunkt aus, bei aller Betonung der durch die Emanzipation zur Befreiung gelangenden ethischen Werte, nur innerhalb der menschlich-erotischen Sphäre, d. h.: ohne Berücksichtigung der religiösen Werthaltigkeit der Liebesbeziehungen zwischen Mann und Frau. In dem Maße aber, in dem ihr die eigenen Emanzipationsbestrebungen fragwürdig, ja geradezu von ihr als zerstörend für das Wesen der Frau erkannt wurden, mußte sie in der Ehe den ganzen Sinn und Wert eines Frauenlebens beschlossen sehen. Schon Rose im „Frühling“ erkennt die Werte einer noch so problematischen Ehe — denn das in der wieder aufgenommenen Ehegemeinschaft für die Zukunft wie durch Zauberschlag alle Konfliktsmöglichkeiten ausgeschaltet werden, ist bei der einmal gegebenen Wesensverschiedenheit der beiden Gatten gar nicht denkbar. In „Kristin Lavranstochter“ (und ebenso stark in „Olav Audunssohn“) findet sich Sigrid Undsets Bekenntnis zur Ehe als dem einer Frau einzig naturgemäßen Lebensraum auch weltanschaulich verankert, religiös unterbaut und, was besonders angemerkt werden muß, durchaus im Rahmen einer pessimistischen Weltauffassung. Die „dämonische Wirklichkeit“, in der die Menschen nun einmal zufolge ihrer Geschlechtsverschiedenheit verhaftet sind, muß — das ist wohl, auf eine knappe Formel gebracht, der tiefste Sinn, den Kristins Lebens-

schicksal nach dem Willen der Dichterin deutlich werden lassen sollte — nicht nur erkannt und erlitten, sondern auch überwunden werden. Ein ungetrübtes, naiv gesprochen: ein idyllisches Glück ist in der Liebe zwischen Mann und Frau — dies ist die klar ablesbare Ueberzeugung der Dichterin — schlechthin unerreichbar. Darum bleibt nur noch der Weg der Abkehr von allem irdischen Glücksverlangen und die Hinwendung zu Gott, nicht nur im Gebet, sondern in der Tat, wie sie Kristin in der Pflege der Pestkranken übt.

(Aus dem soeben (April-Mai 1928) erscheinenden Orplidband „Frauendichtung der Gegenwart". Orplid-Verlag, Augsburg; Auslieferung M.-Gladbach.)

Vater und Kind.

Von Elsa Maria Bud.

(Nachdruck verboten.)

Mutter und Kind, sind zwei Worte, die wir täglich denken, lesen, mit deren zusammengehörenden Problemen sich die Oeffentlichkeit viel beschäftigt. „Mutter und Kind" sind ein Leitwort des beginnenden Zeitalters sozialer Denkart.

Doch Vater und Kind — wann denken wir über ihre Zusammenhänge nach? Von der Verknüpfung des Vaters mit seinem Fleisch und Blut hat die öffentliche Stimme kaum anders als wirtschaftlich gesprochen. Selbst die Kunst ist am Vater-Kind-Problem scheu vorbeigegangen. Es gibt wenig Gestaltungen in bildender Kunst wie in der Literatur, welche den irdischen Vater zeigen. Selbst das sagen- und liederschöpfende Volk hat die Gestalt des Vaters im Hintergrunde gelassen.

Daß er so benachteiligt ist, oft kaum da zu sein, scheint, während die Mutter in Sang und Märchen, Religion und Kunst und Leben die höchste Stelle einnimmt, hat tiefe innere Ursachen. Er selbst — der Mann als Künstler — hat nicht genug von seinem Vatersein und seinen Vatergefühlen gesprochen, er selbst hat seine seelischen Beziehungen zu seinen Nachkommen nur als Dinge zweiten Grades behandelt, ausgenommen den Wunsch nach Stammeserben schlechthin.

Er ist also in diesem Punkte, wie nirgends sonst, mit dem zweiten Platz zufrieden, was seine seelische Bedeutung für die Familie anbelangt. Seine materielle Bedeutung wird von ihm im Hause dafür um so stärker betont. Und in der Meinung, daß der Vater der arbeitende, der geldgebende und dem Hause vorgesetzte Teil ist, aber die Mutter die Verwalterin der Liebe und des Gemütsschatzes, die Spenderin von Harmonie und Güte, erwachsen die Geschlechter eins ums andere.

Muß es so sein? Und ist es so richtig?

Naturgeboten fällt zuerst, dem Kleinkinde gegenüber, der Mutter die Hauptaufgabe zu. Sie führt es ins Leben, macht ihm den jungen Tag schön und hell, sie leitet seinen Geist, pflegt seinen Körper. Doch bald hat der wachsende Mensch nicht mehr an der Gesellschaft und der Leitung der Mutter genug; er sieht zum Vater hin. Ehrfürchtig und in Scheu, doch mit nicht weniger Liebeskraft als zur Mutter.

Es ist die Zeit, die so viele Väter an ihren Kindern versäumen und damit etwas Unwiederbringliches verlieren. Denn Vertrauen will wachsen, Liebe will im Garten der Seele gepflegt und besonnt sein. Der Ernst des Mannes, seine größere Knappheit schrecken das Kind keineswegs. Oft werden ihm drei Worte vom Vater, in Liebe und Verständnis gesprochen, zum frühen Heiligtum. Im Vater will es verehren können, das sitzt tief im Kinde. Es will auch genießen, wie die große Macht, die der Vater für sein Urteil darstellt, sich im Scherz klein macht, sich foppen läßt, und doch der mächtige, gute und große Vater bleibt, von dessen Händen alles kommt. Unsere Psychologen und Psychiater haben die tausendfältigsten Beweise dafür, wie einschneidend für die Kinderseele das Wesen und Verhalten des Vaters in diesen frühen Jahren ist.

Es ist einer rechten Mutter Aufgabe, den Vater auf die psychologische Stunde hinzuweisen, in der er anfangen muß, sich seinem Kinde ernsthaft zu widmen.

Gewiß liebt der Vater aus sich heraus nicht weniger als die Mutter. Aber er liebt scheuer, zum Teil aus Tradition, zum Teil aus Unbehilflichkeit dem komplizierten Menschlein gegenüber. Es ist Sache der Mutter, ihn seinem Kinde näherzubringen und damit das Kind auch ihm. Das geistige Band zwischen Vater und Kindern muß in erster Jugend geknüpft sein, die Mutter muß das Kind leiten, bis beide einander ganz nahe gerückt sind. Dann braucht es ihrer stillen Führung nicht mehr.

Was aus der Freundschaft des Vaters mit seinen Kindern erwächst, ist für beide Teile ein unendlicher Schatz, ist reiches Gut an Gläubigkeit, Optimismus, Sicherheit für die Kinder, und ist unmittelbarer Gewinn an Kraft und Freude für den Vater.

Die Mutter muß es leiten, wo es sich nicht von selbst entwickeln will. Nie aber dürfte eine Mutter in den Augen der Kinder den Vater zum bloßen Prügelmeister herabsetzen. „Nun warte, wenn der Vater nach Hause kommt!" Sie nimmt ihrem Kinde etwas fort, wenn sie das tut. Es ist in manchen Familien dieser Ton leider etwas Selbstverständliches; der heimkehrende Mann bekommt den Tagesärger und die Kinderungezogenheiten zuerst serviert. Er, der ausruhen, vom Frieden des Heims umfangen, vom Jubel seiner Kinder beglückt sein will, muß erst den Gestrengen spielen. Ja, wirklich oft spielen, wenn ihm zuweilen gar nicht danach ist. Aber die Frau gibt ihm dies Amt, sie hat ihn in diese Rolle hineingedrängt — allzu oft.

Eine denkende Frau muß gerade das Gegenteil tun. Selbst handeln, selbst strafen, wo es not ist, und vielleicht zur größeren Zerknirschung des Sünderleins sagen: „Wie wird es den Vater betrüben, daß du unrecht getan hast! Er, der so gut ist, der für dich sorgt und arbeitet, der einmal tüchtig stolz auf dich sein will! Ich weiß gar nicht, wie ich ihm das sagen soll!"

Das wird viel stärker wirken und dem Kinde zum Nachdenken Gelegenheit geben. Und wird die Bande, die es an den Vater knüpfen, von Angst freihalten. Die Mutter soll und muß als Mittlerin zwischen Vater und Kind dastehen, bis die Gemeinsamkeit aus ihrer Verkapselung durchgebrochen ist und die beiden sich finden. Manche Väter brauchen das nicht, sie sind zärtliche Naturen, die von selbst nichts Schöneres kennen, als den Weg in die Kinderstube. Die Mehrzahl der Väter will jedoch dorthin geleitet sein — und dies zum Segen für alle zu tun, ist der Mutter Pflicht.

Das hübsche Mädchen, das keine Eroberungen macht.

Von Else Nema.

(Nachdruck verboten.)

Es wird Leute geben, die nicht an seine Existenz glauben. Aber es ist tatsächlich weder Uebertreibung noch eine unzutreffende Behauptung: das hübsche Mädchen, das kein Talent zu Eroberungen hat, lebt und atmet in unserer Mitte Man muß zugeben, die Vorstellung fällt schwer. Es wird so viel gezetert über die Verderbtheit der modernen Jugend, das Mädchen von heute hat so viel Bewegungsfreiheit, ihr stehen so viele Möglichkeiten mehr als früher zur Verfügung, Bekanntschaft mit Männern zu machen, daß man sich schon Mühe geben muß, Bild und Wesensart des jungen Weibes, das kein dauerndes Gefallen zu erringen vermag, plausibel erscheinen zu lassen.

Man muß zwei Kategorien unterscheiden. Das Mädchen, das sich seelisch den Anforderungen der Zeit nicht anzupassen vermag, und das andere, das überhaupt kein Talent besitzt, um Männer zu fesseln. Ueber diese Kunst ist schon viel Tinte aus der Feder geflossen. Aber was auch darüber geschrieben wurde, es ist veraltet. Denn die Männerwelt hat sich geändert und die Frau mit ihr.

Die Weiblichkeit hat sich im allgemeinen dem Gebot der Stunde bewunderungswürdig angepaßt. Dieselbe Frau, die einst mehr oder minder graziös im Humpelrock humpelte, trägt heute den hosenähnlichen kurzen Rock, der ihre Beine bis zum Knie zeigt, sonder Scheu und Scham, deren Mangel ihr man nicht zu verübeln braucht, denn die Zeiten sind längst vorüber, da eine Prinzessin keine Beine haben durfte. Schöne Beine muß man heute sogar haben. Auch einen hübschen Hals und dito Arme.

Es gibt Mädchen, die ihre diversen Schönheiten stolz bewundern lassen, und Mädchen, die sich wohl der Mode fügen, aber ungern, seelisch unfrei und darum ungeschickt.

Ungeschicklichkeit verzeiht aber der moderne Mann nur schwer oder gar nicht. Auch die süße Hilflosigkeit, einst eine der hervorragendsten Attraktionen im Lexikon der Kunst, Männer zu fesseln, ist heute kein Vorzug mehr, sondern ein Hindernis. Bescheidenheit und Zurückhaltung sind ebenfalls stark im Kurs zurückgegangen. Man kann dem Manne nicht einmal unrecht geben. Der Kampf ums Dasein verlangt von der Lebensgefährtin ganz entgegengesetzte Eigenschaften. Aber da sind Mädchen, die nicht über sie verfügen, obgleich in die heutige Zeit hineingeboren. Das Blut der Großmütter und Urgroßmütter fließt in ihnen.

Es erregt Staunen und nicht endenwollende Verwunderung, wenn ein häßliches Mädchen einen Verehrerkreis um sich versammelt, und wenn es zum Schluß, wie man zu sagen pflegt, eine Glanzpartie macht, während die weit Schönere, Anmutigere unbegehrt bleibt. Ein sehr bedeutungsvoller Posten, den die früher so viel behandelte Kunst, Männer zu fesseln, nicht in Anrechnung brachte, ist die Gabe, unterhaltend zu sein. Der Mann von heute läßt sich nicht an den schönen Beinen in seidenen Strümpfen genügen, nicht am Bubikopf, nicht am kurzen Rock und nicht am Reiz der Gesamterscheinung. Auch der Flirt der Vorkriegszeit ist gewissermaßen überholt. Der moderne Mann verlangt noch mehr. Das weltunerfahrene, unbelesene, rein kokette Mädchen lockt ihn nicht. Es gibt kaum ein Thema heutzutage, das er nicht mit der Frau bespricht. Auch ist er bequemer geworden; der schwere Daseinskampf reibt ihn auf und macht ihn empfänglich für das Mädchen, das seine Stimmung erratet, sich dieser anpaßt und das Gesprächsthema anzuschlagen weiß, das ihn anregt, ohne zu ermüden.

Mädchen, die kein Talent zu Eroberungen haben, sind meist passiv veranlagt; sie erwarten vom Manne, daß **er** den Ton angibt, und daran scheitert sehr oft die Fortdauer einer aussichtsreich scheinenden Beziehung. Die Not der Zeit hat eine Umstellung im Gefolge gehabt. Der Mann ist nicht mehr der ausschließlich erobernde Teil, auch dem jungen Weibe ist seine Rolle zugewiesen. Wie sie sie spielt, davon hängt ihr Glück beim Manne ab.

Der Geschmack für die sphinxhaften Frauen, die einst im Schwunge waren, hat ebenfalls sehr nachgelassen. Der Mann der Nachkriegszeit ist kein Psychologe und will auch keiner sein. Er liebt es nicht, Rätsel zu raten. Er ist auch kein Komplimentemacher. Daher ist auch die Konjunktur für jene Mädchen schlecht, die sich gern bewundern lassen, die Schmeicheleien lieben, ja geradezu auf sie warten, denn die Männer hatten schon vor dem Kriege das Talent zur Minnesängerei verloren, und Herkules-Aufgaben wollten sie schon damals nicht für die Dame ihres Herzens vollbringen.

Eine Eroberung machen, eine Bekanntschaft anknüpfen, ist verhältnismäßig nicht gar zu schwer. Selbstverständlich wird auch

hier das modern eingestellte Mädchen den Sieg über jenes davonträgen, das entweder Hemmungen unterworfen ist oder nichts von ihrer angeborenen Eigenart aufgeben will.

Das männliche Geschlecht wird zunächst von Aeußerlichkeiten angezogen. Von einem schönen Augenpaar, von einer vorteilhaften Figur, von der Gangart eines Weibes, von seinem Benehmen insgesamt, vom Klang seiner Stimme oder von einer jener rätselhaften Eigenschaften, die noch kein Mensch je zu analysieren vermocht hat. Im Büro, wo man gemeinschaftlich arbeitet, bei Wochenendausflügen, beim Tanz, überall im täglichen Leben ist heute dem Mädchen Gelegenheit geboten, auf den Mann zu wirken und ihn zu beeinflussen, kurz, sein Interesse für sich zu erwecken. Doch das hübsche Mädchen, das kein Talent hat, Eroberungen zu machen, bringt es nicht fertig, aus sich herauszugehen. Sie ist gehemmt, schüchtern, der junge Bewerber um ihre Gunst gefällt ihr, doch sie kann es ihm nicht zeigen, das Wort gefriert ihr gewissermaßen im Munde, das Entgegenkommen liegt ihr nicht; sie verhält sich schweigsam, ihr Wesen wirkt auf die Art ungewollt ablehnend, und die oft so aussichtsvoll angeknüpfte Bekanntschaft verläuft sich im Sande. Solche Fälle, an denen ein junges Weib lebenslang zu kranken vermag, ereignen sich oft, zu jeder Stunde, viel öfter, als der uninteressierte Beobachter anzunehmen geneigt ist.

Johann Gottlieb Fichte im Posener Lande.

Daß der Philosoph Fichte, der vor hundert Jahren, vom Dezember 1807 bis zum März 1808, in Berlin die berühmten „Reden an die deutsche Nation hielt, einmal in seinem Leben auch in unserer Gegend gewesen ist und über die dort empfangenen Eindrücke ein uns noch erhaltenes Tagebuch geführt hat, dürfte wenig bekannt sein.

Es war im Jahre 1791, also zwei Jahre vor der zweiten Teilung Polens, wo der größte Teil unserer Provinz noch zu Polen gehörte. Fichte war damals noch Kandidat der Theologie und hatte in seiner bedrängten äußeren Lage eine ihm angebotene Hauslehrerstelle bei einem Grafen von Plater in Warschau angenommen. Ende April 1791 reiste er von Leipzig, seinem damaligen Aufenthaltsorte, über Dresden und Breslau nach Polen.

Ueber seine Beobachtungen und Erlebnisse im Posener Lande berichtet Fichte folgendermaßen: „Den 29. gegen Mittag bis Gostyn, die erste bedeutende polnische Stadt, geschmückt mit einem herrlichen Dome, einer Kuppelkirche, und für eine polnische Stadt wohlgebaut ... Die Gassen sind geräumig, weit, nicht ganz schlecht gepflastert, aber sie liegen voll Stroh, Unrat und dergl. Die Häuser sind alle von Holz, nicht angestrichen in dieser Gegend, weiterhin auf eine buntscheckige, abgeschmackte Art bepinselt. Die Dächer von Schindel, auf dem Lande, wie schon in Schlesien, von Rohr. Der Markt ist der Sammelplatz allen Mistes. Hier sind Galerien vor den Häusern, wo man Lebensmittel, Brot, Käse, gekochte Fische, Semmeln (die alle schwarz, krümmelig und schlecht sind) feil hat. In der Mitte desselben steht ein hölzernes, viereckiges Ding, mit einem Thurme von eben diesem Material, eben der Farbe, Rathaus genannt. Meistens alle Städte wimmeln von Juden. Dies ist das Bild aller, also von Gostyn. Nur ist diese von ansehnlicher Größe; die Evangelischen wohnen abgesondert in der Nähe des Domes. Ich trat in das erste Wirthshaus. Kein Mensch verstand ein Wort Deutsch, aber alles war sehr höflich. Endlich kam ein deutsch gekleideter, gewesener Feldscherer unter der russischen Armee, ein Tölpel und Grobian, der mir indeß zum Dolmetscher diente. Er begleitete mich über den Markt, der von Menschen wimmelte, und verkündete jedem, wer ich sei. Man sah mich an wie ein seltenes Tier, schien aber Mitleid mit mir zu haben, als man hörte, daß ich Pferde zu erhalten in Verlegenheit sei. Endlich kam ich in einen Gasthof außer der Stadt, wo ich Deutsche erwartete. Hier zermarterte sich der Wirth, umarmte mich, legte seinen Kopf an meine Brust, machte Wendungen wie eine schmeichelnde Katze, um mir begreiflich zu machen, daß er mir nicht, was ich verlangte, Pferde verschaffen könne. Alle Polen, die ich hier sah, so umständlich höflich, so tendre, so unterwürfig gegen die Deutschen. Diese dagegen trotzig, anmaßend, wie überall die Sieger gegen die Besiegten! Nur zeigt es lange Knechtschaft und Unterdrückung, daß jene sich so rasch in dieses Verhältnis hineingefunden haben."

Von Gostyn ging die Reise dann weiter nach Pieters. Hier traf Fichte das erste polnische Militär, Nationalreiterei, deren charakteristisches Aussehen er beschreibt. Dabei macht er die Bemerkung, die Polen stammten aus dem nördlichen Asien. Diese Behauptung ist natürlich unrichtig, aber bei dem damaligen Stande der Geschichtswissenschaft nicht weiter verwunderlich.

Am 7. Juni langte Fichte in Warschau an. Das Verhältnis zum gräflichen Hause wurde aber bereits nach wenigen Wochen von beiden Seiten gelöst, weil die Gräfin das Benehmen des jungen Hauslehrers nicht unterwürfig und demütig genug fand. — Damit war dieser Abschnitt in Fichtes Leben beendigt. Er ging nach Königsberg, machte die Bekanntschaft Kants, und nun begann die Zeit seines Ruhmes.

Die praktische Hausfrau.

Schlechte Schreibfedern werfe man nicht gleich weg, wenn man meint, sie seien ausgeschrieben. Läßt man sie eine Zeitlang liegen, wird man erstaunt sein, zu sehen, daß sie jetzt wieder tadellos zu gebrauchen sind. Natürlich darf die Feder nicht entzwei sein.

Gute Blumenerde ist für das Gedeihen der Pflanzen mit eine Hauptbedingung. Der Staub an Blattpflanzen ist mindestens jede Woche einmal mit angefeuchtetem, weichem Schwamm oder Wattebausch abzuwischen. Auch eine Hasenpfote ist für diesen Zweck sehr zu empfehlen, zudem hat man dann die Gewähr, daß den Blättern nichts passiert. Richtiges Düngen der Pflanzen kann nur geschehen, wenn die genaue Vorschrift oder Gebrauchsanweisung des Pflanzendüngers beachtet wird. Manche Blumenliebhaber tun des Guten zu viel. Sie meinen, je mehr sie von dem Dünger geben, desto besser wachsen ihre Pflanzen. Das trifft aber nicht zu. Es sollte auch sehr darauf gesehen werden, daß der Dünger nicht in die Herzblättchen gestreut wird, da sonst die Pflanzen eingehen. Zuerst muß die Erde gut gelockert werden, dann ist etwas Pflanzendünger darauf zu streuen und die Erde nochmals gut zu mischen und dann mit lauwarmem Wasser zu begießen. Durch das Düngen wird ein üppiger Blütenansatz erzielt, auch die Blätter werden viel kräftiger.

Reinigung von Seidenstrümpfen, die durch Regenwasser beschmutzt wurden. Nach dem Nachhausekommen soll man solche Strümpfe gleich in kaltem Wasser einweichen, damit sich die Schmutzspritzen nicht erst festsetzen. Dann ist es ein leichtes, mit Seife die Strümpfe tadellos sauber zu bekommen.

Damentaschen aus Lackleder reißen häufig an den Rändern, da Lackleder bei langem Gebrauch aufspringt. Man kann es mit beliebigen Klebemitteln reparieren, am besten eignet sich ein Brei aus Stärke- oder Kartoffelmehl dafür; andere Mittel könnten das Platzen des Lacks noch mehr fördern. Dies gilt auch für Lackimitation.

Ein einfaches Mittel zur Entfernung von Staub-, Ruß- und Regenflecken ist die Brotkrume. Sie ist eines der wichtigsten Reinigungsmittel geworden und hat den Vorzug, immer gleich zur Hand zu sein. Sie kann selbst den empfindlichsten Stoffen nicht schaden und nimmt mehr Flecke fort, als man ahnt. Der Rocksaum an hellen Kostümen und Mänteln wird durch Abreiben mit dem inneren Teil einer frischen Semmel ganz sauber. Auch die Regenflecke auf weißen Filzhüten lassen sich ohne Schaden mit Brotkrume behandeln.

Die Reinheit der Butter läßt sich leicht feststellen, wenn man einen Löffel Butter über dem Feuer schmilzt. Reine Butter kocht sehr rasch und völlig geräuschlos. Zischt oder spritzt die Butter, so kann man auf Vermischung mit anderen billigeren Fetten schließen. Man kann Butter auch in einem kleinen Glasgefäß im Wasserbad schmelzen, dann ist reine Butter klar, verfälschte aber stets trübe.

Marzipan lange frisch zu erhalten. Oft kommt es vor, daß Marzipan, infolge des langen Liegens, den feinen Geschmack verliert. Ein Mittel, um Marzipan lange frisch zu erhalten, ist dies: Man lege das Marzipan in einen Karton, umwickle diesen öfters mit feuchten Tüchern; man wird erstaunt sein, wie herrlich sich auf diese Art das Marzipan hält und nichts von seinem Wohlgeschmack verliert.

Verdichten der Fenster. Um undichte Fenster gegen Zugluft abzuschließen, bringe man sogenannte Fenstermäntel an, die man heutzutage in jeder Ausführung zu kaufen bekommt. Fleißige Hände können sie auch selbst arbeiten. Man glaubt nicht, wie angenehm und behaglich hübsche Fenstermäntel wirken können.

Humor.

Eine fruchtbringende Gabe.

„Was schenktest du deiner Frau zu ihrem Geburtstage?"
„Ein Buch, das heißt: Die Kunst, zu sparen."
„Hat es denn etwas geholfen?"
„Ja, ich habe aufhören müssen zu rauchen."

Einfach.

„Gnädige, wenn Sie ins Wasser fielen, und ich zöge Sie heraus, würden Sie mich mit Ihrer Hand beglücken?"
„Gott, welche Umstände! Wenn Sie eine Frau wie mich über Wasser halten können, dann erreichen Sie Ihr Ziel bei mir auch auf trockenem Wege!"

Gute Beobachtung.

Anni fährt zum ersten Mal auf dem Dampfer. Sie beugt sich neugierig über das Geländer und beobachtet das strudelnde Wasser bei der Schiffsschraube.
„Guck mal, Mutti," ruft Anni entzückt aus, „das Schiff badet sich in lauter Selterwasser!"

Kinderweisheit.

„Mama, die Tante, die gestern zu Besuch gekommen ist, ist aber liederlich. Die nimmt nicht einmal die Haare vom Kopf, wenn sie sich kämmt!"

Erziehung.

Kinder sind der Sonnenschein der Ehe.
Sonnenschein hat etwas angestellt
„Wer hat den Jungen so erzogen? Du natürlich!" schimpft der Mann.
„Ich? Ich habe ihn überhaupt nicht erzogen."
„Na, ich auch nicht."

Freund der Kinderwelt.

Schmetterlingslust.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Lüftilire! Schwirrdischwing!
Flattere, schöner Schmetterling!
Tummle dich im Kleid, dem bunten,
Auf der lichten Wiese drunten!
Mit den andern fein im Kränzchen
Tanz' ein lust'ges Frühlingstänzchen!
Nippe froh aus süßen Gläsern:
Aus den Blumen zwischen Gräsern!
Lüftilire! Schwirrdischwing!
Freu' dich, schöner Schmetterling!

Drei Wünsche.

Slowakisches Märchen von Robert Michel.

Vor vielen Jahren lebte einmal ein Bauer. Ein Drittel des Tages arbeitete er, die andere Zeit aber verbrachte er mit Jammern: „Was werde ich anfangen, ich armer Mensch? Jetzt habe ich den letzten Rest von Getreide gesät. Was werde ich mit Weib und Kindern im Winter essen? Sollen wir unsere zwei Ochsen verzehren? Aber wie könnte ich dann ackern?"

Einmal, wie er gerade wieder so seine Not überdachte, kam ein Rabe geflogen. „Krah, krah," krächzte er.

„Was bist du für ein Gast?" fragte der Bauer.

„Wohl bin ich ein Gast. Gleich gib mir etwas zu essen, sonst fresse ich dich selbst auf."

„Friß mich oder friß mich nicht, das ist mir alles gleich. Was soll ich dir geben, wenn ich selbst nichts habe?"

„Du hast zwei Ochsen."

„Willst du vielleicht einen Ochsen verzehren?" lachte der Bauer. „An einer Maus hättest du gerade genug."

„Laß das meine Sorge sein. Gibst du mir einen Ochsen?"

„Gerne, aber du mußt ihn ganz allein hier vor mir auffressen und auch nicht ein Haar übrig lassen."

Der Rabe ließ sich dies nicht noch einmal sagen. Er machte sich über den Ochsen her, und in kurzer Zeit hatte er ihn verschluckt bis aufs letzte Haar. Man hätte nicht geglaubt, daß so viel in ihm Platz finden konnte.

Der Bauer jammerte: „Wenn du mir schon einen Ochsen gefressen hast, so friß auch den zweiten."

Kaum ausgesprochen, machte sich der Rabe über den anderen Ochsen her und fraß ihn bis auf die letzte Klaue.

„Jetzt bin ich ganz unglücklich," weinte der Bauer. „Am besten wäre, du fräßest mich auch."

Der satte Rabe krächzte fröhlich: „Du bist mir zu mager. Aber ich werde dir deine Ochsen bezahlen, nur mußt du mir folgen."

„Ich werde dir folgen, führe mich nur irgendwohin in ein finsteres Grab."

„Nur Ruhe, mein Bäuerlein," sagte der Rabe. „Ich werde fliegen — du wirst gehen. Und damit du mich nicht verlierst, werde ich die Wipfelszweige im Walde abbrechen. So wirst du in mein Schloß kommen, und dort werde ich dich reich belohnen." Der Rabe erhob sich zum Fluge, und kaum, daß der Bauer ihm nach in den hellen Himmel hinauf blinzelte, war er verschwunden. Man hörte nur noch weit und immer weiter Zweige brechen und zu Boden fallen.

Der arme Mann ging und ging. Tag und Nacht, immer fort, den abgebrochenen Aesten nach. Am dritten Tage, gegen Abend, fand er aber keine Zweige mehr. Er irrte hin und her und konnte sich kaum mehr aufrechterhalten. Da sah er sich plötzlich auf einer großen Wiese. Am Rande standen drei goldene Burgen. Inmitten der Wiese saß ein Mann — groß wie eine Tanne — und schürte mit seinem Stab in glühender Asche. „Oho, was suchst du hier, du kleiner Mensch?" rief er dem Bauern zu.

„Ich suche einen Raben."

Der Riese wiegte den Kopf und sagte: „Wirst du den Raben, den du suchst, unter vielen Tausenden herausfinden?"

„Das wäre nicht schlecht. Er hat gehinkt und war alt und schon mehr grau als schwarz. Der Schnabel war ganz hart, sonst hätte er nicht meine zwei Ochsen auffressen können. Im Walde hat es nur so gekracht, als er die Zweige abgebrochen hat."

„Nun, wir werden sehen," sagte der Riese und pfiff auf einem Finger, so laut, daß die Wälder ringsum widerhallten.

Gleich kam eine Rabenschar herangeflogen und setzte sich auf die eine Burg. Aber der gesuchte Rabe war nicht unter ihnen.

Wieder pfiff der Riese. Ein zweiter Schwarm kam herbei und besetzte das zweite Schloß. Aber auch unter diesen war der richtige nicht. Zum dritten Mal pfiff nun der Riese, daß es über die Wälder hinwegrauschte, und von allen Seiten kamen neue Raben und setzten sich auf das dritte Schloß. Aber auch jetzt konnte der Bauer seinen Raben nicht finden.

„Seid Ihr alle hier, meine Raben?" fragte der Riese.

„Der alte Hinkerabe ist noch zurückgeblieben," sagten die Vögel.

„Das wird der Gesuchte sein. Mach dich nur bereit. Mein Hinkerabe wird dich in das dritte Schloß führen und dir viel Gold und Silber geben wollen. Nimm es nicht, es würde wie Sand unter deinen Fingern zerrinnen. Nimm aber ein kleines, weißes Tüchlein, das auf dem Tische liegt. Es ist ein Wunschtüchlein, und drei Wünsche erfüllen sich dir, wenn du das Tüchlein an deinen Mund legst und ihm die Wünsche sagst. Sei klug und wünsche recht." Als der Riese dies gesagt hatte, kam schon der Hinkerabe herbeigeflogen.

„Wo bliebst du so lange, mein Diener?"

„Gebieter," sagte der Rabe, „ich habe diesen Menschen im Walde gesucht, damit er sich nicht verirre."

Der Riese schwenkte seinen Stab, und die Raben stoben auseinander. Der Hinkrabe aber führte den Bauern in das dritte Schloß. Er wollte ihm Gold und Silber geben, aber der Bauer gedachte des Rates und nahm es nicht. „Gib mir nur das weiße Tüchlein, das hier auf diesem Tische liegt," bat er.

„Was soll es dir? Es wird dir nichts nützen," sagte der Rabe.

„Aber ich will es haben," beharrte der Bauer.

Da gab ihm der Rabe das Tüchlein, und der Bauer ging.

Er ging den ganzen Tag, aber er war müde und hungrig. Die Sonne brannte heiß. Er zog das Tüchlein aus der Tasche und wischte sich die Schweißtropfen von Stirn und Wangen. „Wäre ich doch schon zu Hause," seufzte er, gerade in dem Augenblick, als er sich mit dem Tüchlein die Lippen trocknete. Und im Hui ging es durch die Luft, und in der nächsten Sekunde stand er in der Stube vor seinem Weibe.

„Wo warst du so lange?" fragte die Frau, „und wo hast du unsere Ochsen gelassen?"

Der Bauer hatte sich von seinem Schreck über die sausende Luftfahrt noch nicht erholt, und in seinem Kopf drehte es sich, als ginge ein Mühlrad darinnen herum; und so sagte er, ohne zu bedenken, was er tat: „Ich wünschte, ich hätte sie im Stall gelassen." Und weil er das Tüchlein noch vor dem Munde hielt, ging auch dieser Wunsch in Erfüllung, und er hörte gleich darauf die hungrigen Tiere im Stall brüllen.

Nun erschrak er noch mehr. „Zwei Wünsche habe ich vertan," jammerte er. „Nur einen habe ich noch frei. Da heißt es vorsichtig sein." Er erzählte seinem Weibe von dem Abenteuer mit dem Raben und vom Wunschtüchlein. „Und jetzt werden wir das Tüchlein wohl verwahren und es uns lange überlegen, ehe wir den dritten und letzten Wunsch aussprechen." Gesagt — getan. Das Tüchlein wurde in die Lade gelegt, die Lade zugesperrt, und den Schlüssel steckte der Bauer hinter die Uhr.

Wohlgemut gingen Bauer und Bäuerin heute an die Arbeit. Hatten sie doch ein Tüchlein im Schrank, das ihnen Schätze der ganzen Erde herbeizaubern konnte, wenn sie nur wollten. Sie schafften vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und im Bette überlegten sie dann lange, was sie sich wünschen könnten.

„Wünschen wir uns Kühe," meinte die Frau.

„Vielleicht können wir uns die Kühe, wenn wir fleißig sind, selbst kaufen und uns später einmal etwas Besseres wünschen," sagte der Mann.

Nun arbeiteten sie, wie sie früher nie gearbeitet hatten; zwischendurch malten sie sich aus, was sie sich alles wünschen könnten, und in einem Jahr standen in ihrem Stall zwei stattliche Kühe neben den beiden Ochsen.

„Jetzt sollten wir uns Wiesen wünschen," sagte die Frau. „Die Kühe werden Kälber bekommen, die Kälber werden groß, Ochsen haben wir auch, und alle wollen sie fressen."

„Vielleicht können wir uns die Wiesen, wenn wir fleißig sind, selbst kaufen und uns später einmal etwas Besseres wünschen," sagte der Mann.

Und so war es auch. Sie arbeiteten, was es Zeug hatte, und ehe ein Jahr um war, da hatten sie Wiesen genug; auch Felder hatten sie erworben, und der Viehstand war um zwei Kühe und einen Stier angewachsen. An das Wunschtüchlein hatten sie in dieser Zeit wenig gedacht. Tagsüber war so viel Arbeit, da hatte man keine Zeit zum Denken, und am Abend war man so müde, daß man einschlief, wie man sich ins Bett legte.

Aber einmal kam es der Frau doch wieder in den Sinn. „Wünschen wir uns ein Bauerngut," sagte sie.

„Vielleicht können wir uns ein Bauerngut, wenn wir fleißig sind, selbst kaufen und uns später einmal etwas Besseres wünschen," sagte der Mann.

Die Frau war's zufrieden. Munter schaffte sie im Haus, munter schaffte der Mann auf den Feldern und Wiesen, und die Kinder, die mittlerweile herangewachsen waren, gingen ihnen brav an die Hand. Frohsinn herrschte unter ihnen und machte alle Arbeit leicht. Und als zwei weitere Jahre um waren, da hatten sie ein großes Bauerngut, das schönste im Dorfe, und waren angesehen und hochgeehrt.

Das Wunschtüchlein aber lag wohlverwahrt in der Lade. Sie dachten gar nicht mehr daran, sich etwas zu wünschen, so glücklich waren sie durch ihrer Hände Arbeit geworden.